

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 98.

Samstag, 19. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Felicitas wurde kleinlaut. „Dann ist es also einer, den ich nicht kenne, den du mir vorbehalten hast — eine schöne Freundschaft!“

Eine Weile schwiegen sie. Und beide Mädchen dachten ungefähr das gleiche: an das zweite Leben, das Jutta gelebt hatte, an die Forschungsreisen in das unbekannte Land, an diese sich wiederholende Flucht aus der dünnen Luft des väterlichen Hauses.

Bei Felicitas hatte sie sich stets umkostümiert. Bei ihr hatte sie allerlei Berlinisches gelernt. So war sie ausgezogen, in ihrem bescheidenen Kleid, aus der „Goldenen 99“, besser verborgen als in einer Maske: jeder Stadtteil war ja eine Stadt für sich, eine Welt für sich, in der man sich aus der eigenen taum verirrte.

Alle ihre Erlebnisse hatte sie mit Felicitas besprochen — das war vorher feierlich abgemacht und beschworen worden —, nur von Georg Dollingen hatte sie nicht gesprochen, die Freundin wußte nichts von seiner Existenz.

Als Jutta in das drollig-gefränte Gesicht drüben sah, wußte sie schon, daß sie auch heute nicht von ihm sprechen würde. Dies war die Grenze ihrer Freundschaft, und war Liebe nicht immer die Grenze? Sie brauchte sich nichts vorzuwerfen.

Meine Aufgabe . . . dachte sie. Ich darf keine Minute zögern.

Sie durchquerte plötzlich das Zimmer, öffnete rasch die Tür, überzeugte sich, daß Frau Keller nicht lauschte, und kam dann zurück.

„Das ist geheimnisvoll wie eine Verschwörung“, sagte Felicitas, immer noch schmallend. „Du machst so was entschieden eindrucksvoll. Am Ende gehst du doch noch zum Film.“

„Nein“, erwiderte Jutta leise und eindringlich. „Aber du wirst nach Ägypten gehen. Und zwar du allein!“

15.

Jutta lag, die Häute vor Mut geballt, auf der Chaiselongue im Zimmer von Felicitas Wörwag. Sie hatte sich den Fuß übertreten.

Der Arzt hatte anfangs etwas von einem Knöchelbruch gemurmelt, aber es handelte sich nur um eine Sehnenzerrung, ungefährlich, aber schmerzhaft und langwierig.

Sie war verzweifelt. War es nicht zum Lachen? Sie, die die gefährlichsten Kletterpartien im Berner Oberland und in den Dolomiten überstanden hatte, die hundert verwegene Tennissprünge gemacht und bei der tollen Stifahrt am Kniebis sich nur durch einen kräftigen Telemarkschwung gerettet hatte — sie stolpert über eine Obstschale auf der Treppe eines Charlottenburger Hauses der Schloßstraße!

Unendlich qualvoll war dies kleine Hindämmern, diese erzwungene Latenzlosigkeit. Und das Schlimmste: sie war keinen Schritt weiter gekommen in ihrer Arbeit für Dollingen. Sie wußte gar nicht, wohin sie sich wenden, wen sie befragen sollte. Die einzigen, mit denen sie darüber sprechen konnte, seine Mutter und Schwester, waren schweigsamer und verschlossener geworden mit jedem Tag, da Georg im Untersuchungsge-

fängnis saß. Sie waren zerdrückt und ausgelaugt von ihrem Leid.

Juttas Mut sank, wie sie so dalag. Dies war so ziemlich das Schlimmste für sie gewesen, nicht herumgehen, nicht handeln zu können, wie wenig auch bei ihrer Aktivität herausgekommen war. Es wäre nicht anders gewesen, wenn sie nach Helvan und Kairo gegangen wäre — an Stelle von Felicitas, die nun dort die Jutta Reinhold spielte.

Auf der Straße war sie auf Schritt und Tritt behindert. Kam dort nicht Vorbed? War der große Herr dort nicht Büllingshoven? Fuhr dort nicht ihr Vater mit dem Bankier? Sie mußte sich verstecken wie ein Verbrecher und konnte nicht draußloslaufen.

So lebte sie wieder zwei Leben. Das schien ihr vorgezeichnet zu sein. Aber diesmal gab es kein Zurück in die Zuflucht des wohlbehüteten Hauses in Dahlem. Fast empfand sie etwas wie Heimweh.

Hier in diesem immer unordentlichen Zimmer hatte sie sich in das kleine Kontormädel verwandelt, das auf den Bummel ging. Hier hatte die lachende Felicitas ihr gute Ratsschlüsse für ihre Rolle gegeben. Hier hatte sie ihr das Benehmen einstudiert, das draußen in diesem fremden Stück Welt üblich war. Hier hatten sie gelacht und sich auf das nächste Mal gefreut. Das war nun aus. Aus die Maskerade und aus die Fröhlichkeit. Das Leben war eine ernste, dunkle Sache geworden, und aus dem Spaß war Ernst geworden, der ein Leben zermalmen konnte. Es war ein sonderbarer Zufall, der sie bei dieser Wandlung der Dinge wieder in diesem Zimmer fand, dem sie, angefesselt, wie sie war, nicht entgehen konnte.

Sie begann, dies Zimmer zu hassen, diese albernen Photographien der Schauspieler und Filmleute, diese besetzte, blödsinnig ornamentierte Tapete, auf der sie mit blanken Reißnägeln angeheftet saßen. Wieviel erlogene Schwermut, wieviel gestelzte Größe, wieviel Dünkel und Lächerlichkeit war doch da beieinander! Dachten sie nicht über ihre Wehrlosigkeit, über sie, die annähernd genug gewesen war, Schicksal spielen zu wollen?

Das einzig Positive, was sie erreicht hatte, war aber die Tatsache, daß sie hier war, daß sie, verborgen und versteckt, dem Schauplatz des kommenden Geschehens nahe sein konnte. Die Wirtin hatte nicht gemerkt, als sie „vorübergehend“ einzog. Vielleicht hätte es gar nicht einmal des Geldscheins bedurft, um sie von einer Anmeldung zurückzuhalten. Sie war im Laufe der Jahre wohl allerlei Schrälliges und Wunderliches von ihren Mietern gewohnt worden.

Um die Langeweile zu töten, hatte sie alle Blätter des kleinen Bords an ihr Schmerzenslager bringen lassen, um darin zu blättern. Große literarische Bedürfnisse schien die gute Felicitas nicht zu haben. Da waren Liebesromane, Schauspielerbiographien, Theaterstücke in zerlegten Reclamheften und vor allem Detektiv- und Kriminalgeschichten.

Mit verbissenem Ingrimme las Jutta, um aus dem Bereich ihrer Gedanken zu gelangen, die ja immer — furchtlos und beharrlich — um das Gleiche freifien.

Jutta warf ein Buch nach dem anderen im schönen Bogen in die Stube. Aber sie brachten sie plötzlich auf einen Gedanken, der sie weiterbringen konnte: sie würde einen Detektiv befragen! Und, wenn es auch kein Arsène Lupin, kein Nick Carter und kein Professor Pelotard war, — einen praktischen Rat würde er wohl geben können.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht humpelte sie zum Telefon im Korridor, um das grüne Buch zu durchstöbern. Endlich entdeckte sie ein Detektivbureau und rief an.

Es antwortete eine helle, nüchterne Stimme, deren Klarheit ihr in ihrem seelischen Durcheinander unbekannt war.

Eine Stunde später kam ein junger Herr, der sich als Privatdetektiv Ernst Wamperer vorstellte. Der behagliche Name stand in sonderbarem Gegensatz zu seinem Äußeren; Herr Wamperer war klein und mager wie ein Jockei. Sein nüchternes, unbeschriebenes Gesicht ärgerte sie so, daß sie ihn beinahe gleich wieder weggeschickt hätte.

„Habe ich den Vorzug, mit Fräulein Felicitas Wörwag zu sprechen?“

Jutta überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie, daß sie nur „vorübergehend“ bei ihrer Freundin wohne.

Er ging über ihre hingezögerte Antwort mit einer Diskretion hinweg, die ihr übertrieben schien und die fast beleidigend war.

„Sie wünschen eine Beobachtung?“

„Nein... ja...“ Sie wußte nicht, wo sie anfangen sollte. Sie wußte ja selber so lächerlich wenig. Endlich erzählte sie, daß Georg Dollingen wegen Landesverrats in Untersuchungshaft säße, daß er aber unter allen Umständen unschuldig sei. „Unter allen Umständen, hören Sie?“

Herr Wamperer hörte, schrieb etwas in ein abgegriffenes Notizbuch und gestand dann, daß er nichts von der Affäre gehört hätte.

„Ja, es wird alles in so sonderbarer Heimlichkeit betrieben.“

Er lächelte. „Dann ist es am Ende auch nicht so schlimm.“

Dummkopf! — dachte sie. „Sie scheinen nicht zugehört zu haben. Der Herr befindet sich in Untersuchung, und jeden Tag kann ihm der Strid gedreht werden.“

Seine Miene wurde sofort ernst. „Dann bedeutet es nichts anderes, als daß man den Komplizen — in diesem Falle den Schuldigen — im unklaren lassen will, um ihn leichter zu fassen. Ich werde mich an den zuständigen Stellen erkundigen. Ich habe da so meine Verbindungen.“

„Tun Sie das“, bat sie eifrig. Er war am Ende doch nicht so unbrauchbar. Ein Gedanke schoß auf, den sie gleich aussprach: „Kann man nicht mit ihm in Verbindung treten?“

„Ausgeschlossen. Es wird niemand zu ihm gelassen werden.“

„Soll ich schreiben?“ Georg Dollingen mußte doch wissen, daß sie für ihn eintrat, daß sie an ihn glaubte. Und sie setzte tapfer hinzu: „Am liebsten würde ich zu ihm gehen.“

„Sie würden ihn besten Falles nur im Beisein eines Beamten sprechen können, obwohl auch das bei einem Untersuchungsgefangenen unmöglich wäre. Wollten Sie das?“

Jutta kämpfte einen schweren Kampf. „Nein“, sagte sie endlich. „Das werde ich ihm ersparen.“

Es wäre nur eine unnütze Quälerei für ihn gewesen. Und das Einzige, was er ihr hätte sagen können, wußte sie ja: daß er unschuldig war, wie schwer auch der Verdacht auf ihm lasten mochte.

Er betrachtete aufmerksam ihr versorgtes Gesicht. Vielleicht sah er in diesem Augenblick nicht die Kundin, die Auftraggeberin, sondern die leidende Frau. Seine Stimme wurde wärmer, als er sagte: „Es wäre auch nicht klug, hinzugehen. Sie können leicht in den Verdacht der Mitwisserschaft geraten.“

„Würde ich dann verhaftet?“, fragte Jutta schnell. „Es ist immerhin möglich, daß die Behörde für jeden Anhaltspunkt dankbar sein wird. Sie scheint ja ziemlich im Dunkel zu tappen.“

„Das wäre nicht das Schlimmste...“ Sie dachte in ihrer Verzweiflung: dann würde ich sein Los teilen und er würde wenigstens wissen, daß sie zusammengehörten.

„Immerhin würden Sie dann nicht in der Lage sein, für ihn zu handeln.“

Das begriff sie: dann war niemand da, der für ihn arbeitete. „Wenn ich ihm doch nützen könnte! Aber ich zweifle allmählich daran. Mir ist alles so schrecklich unklar. Alles liegt im Dunkel.“

„Nun, einige Lichtpunkte werden schon aufzufinden sein und uns den Weg zeigen.“

Dankbar sah sie ihn an. Es gab jetzt also einen zweiten Menschen, der an eine Aufklärung dieser furchterlichen Geschichte glaubte!

Herr Wamperer stellte eine Reihe von Fragen, die ihr unlogisch schienen, deren Zusammenhang sie aber nach und nach begriff. Sie erzählte, was sie von diesem Krille erfahren hatte, und von der geheimnisvollen Mappe. „Begreifen Sie das? Begreifen Sie diesen Umweg, den die Mappe nehmen sollte? Er schuf sich so doch einen Mitwisser?“

„Vielleicht wollte er einen Mittäter.“ Er wurde lebhafter. „Es ist ein uralter Trick, etwa bei Taschendieben. Sie geben das gestohlene Gut dem Zweiten, dem Dritten weiter und stehen fein da, wenn man sie untersucht. Wenn die Sache mißlang, war der Letzte verdächtig, in diesem, unserem Fall Herr Dollingen. Den Letzten heißen die Hunde.“

„Dieser Schuft!“

„Hat dieser Krille vielleicht eine Freundin?“

„Wie soll ich das wissen?“, fragte sie wütend.

Er klappte bedauernd sein Buch zu. „Ich verspreche Ihnen, mein Möglichstes zu tun. Wer wird übrigens Herrn Dollingen verteidigen, falls es zu einer Anklage kommen sollte?“

„Schlagen Sie einen vor. Die Kosten trage ich.“

„Es wird nicht billig sein“, meinte er, sie aufmerksam betrachtend. „Und meine Ermittlungen kosten natürlich auch einiges, wenn ich es auch so billig wie möglich machen werde.“

Jutta verstand, fragte nach der Höhe des Vorschusses und zahlte.

Schon nach drei Tagen meldete sich Herr Wamperer wieder.

Jutta, die schon etwas gehen konnte, war besserer Laune und empfing ihn freundlich. „Haben Sie etwas in Erfahrung gebracht?“

Er wußte, daß Krille auf einem Motorrad geflüchtet sei, daß man ihn aber in der näheren Umgebung Berlins vermute. „Sie fahren doch übrigens selber Motorrad, nicht wahr?“

„Sie irren“, erwiderte sie kühl.

Er lächelte überlegen. „Es war nicht schwer für mich, herauszubringen, daß die Filmschauspielerin Felicitas Wörwag eine Freundin Jutta Reinhard hat. — Sie sind als Sportsdame weitesten Kreisen bekannt, Gnädigste. Ich bin selber begeisterter Sportsmann.“

Juttas Blicke wurden scharf wie Dolche. „Ist das alles, was Sie herausbekommen haben? Ich habe mit Ihrer Tätigkeit in meinem Auftrag anders vorgestellt.“ Ihre Stimme klang vor Hohn.

Herr Wamperer war ganz bestürzt, er kniete ein. „Ich bitte Sie, ich wollte Sie doch nur von der Güte meines Instituts überzeugen —“

„— und von Ihrem Scharfsinn. Vielleicht schreibt man über Sie noch einmal Serien von Geschichten, Herr Wamperer.“

Sie tat ihm unrecht. Er hatte Krilles Freundin entdeckt, dies Fräulein Cyrille, die ihn an dem verhängnisvollen Abend zur Estella-Bar begleitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der fliegende Wettermacher.

Das Flugzeug als Observatorium.

Ein schöner Frühlingsmorgen. Es ist erst 7 Uhr, aber schon spürt man, daß es ein warmer Tag werden wird. Der Flugplatz ist schon ganz leer, nur ein kleines Flugzeug steht startbereit an der Rampe. Aus einer kleinen Holzbarade kommen zwei Männer und tappen schwerfällig auf das Flugzeug zu. Sie sind in dicke Pelze eingehüllt und haben hohe Pelstiefel an und hohe Pelzmützen auf dem Kopf. Aber den Augen haben sie eine große Windschutzbrille, auf dem Rücken trägt jeder einen schweren Rucksack, und in der Hand schwere Estimohandschuhe. Überhaupt sehen sie sehr komisch aus, wie Polarforscher oder mindestens Eisbärjäger. Nur eins vermist man bei ihnen: die Waffen. Dafür bringen sie aber seltsame Geräte und Apparate mit und verstehen sie unter den Tragflächen des Flugzeuges. Der eine, der Pilot, trifft die Vorbereitungen zum Start; der andere bleibt in der Nähe der Barade stehen neben einem hohen Gestell, auf dem ein großes, drehbares Fernrohr, das wie eine kleine Kanone aussieht, angebracht ist. Er stellt es ein, dreht nach oben, sieht hindurch und nickt: „Heute fliegen sie hoch.“ Dann geht er zum Piloten und sagt: „Sechs- bis Siebentausend.“

„Schön“, antwortet der andere, „wir können leicht in 28 Grad kommen. Daß mir nur die Maschine nicht vereist.“ „Dann werden wir springen. Sind die Fallschirme in Ordnung?“

„Warten Sie, Herr Doktor, ich muß die Reiskleinen befestigen. Aber springen werden wir nicht.“ „Was glauben Sie, aus 6000 Meter!“

„Ich sehe mir die merkwürdige Besatzung an. Keine Eisbärjäger und auch keine Polarforscher, obwohl sie auf ihrer Reise mit — 28 Grad rechnen. Mir scheint, daß wir heute mindestens 12 bis 15 Grad Wärme haben werden. Der Unterschied von mehr als 40 Grad scheint höchst sonderbar zu sein.“

„Aber in einer Höhe von 6000 Meter, mein Herr“, erwidert mir der Doktor, „kann es gar nicht anders sein. Vor einigen Tagen hatten wir sogar 31 Grad minus. Der Pilot drängte schon auf den Abstieg, weil der Motor anfangen zu haken und weil Eiszapfen an der Maschine hingen. Aber wer diese Tour so jeden Tag macht, gewöhnt sich allmählich auch an die Kälte, und das Flugzeug ist doch schließlich ein Observatorium, ein Wetterflugzeug.“

Nun ja, wenn ich mir das Flugzeug genauer ansehe, sehe ich an der Aufschrift, daß es ein fliegendes Observatorium ist, ein meteorologisches Institut, das die Wetterberichte nicht abwartet, sondern dem Wetter entgegengeht. Dieser Doktor, der jetzt einen kleinen Apparat unter die Tragfläche schiebt, ist der fliegende Wettermacher, ein Meteorologe, der es nicht so bequem hat wie seine Kollegen in der Wetterdienststelle. Er sitzt nicht vor seinem Schreibtisch oder auf einem Dach unter den verschiedensten Meßapparaten, um die Messungen und Messungen zu verfolgen. Er muß den Löwen in der Höhle auffuchen, das Wetter an seiner Geburtsstätte, in den hohen Wolken. Nur ganz wenige Apparate nimmt er mit: die kleine Büchse, die er jetzt unter der Tragfläche festgeschraubt hat, ist der wichtigste dieser Apparate, der Stereogrammapparat, der auf einem Kohlepapier selbsttätig die Kurven der Höhe, der Temperatur und des Feuchtigkeitsgehalts der Luft registriert. An seinem Sitz im Flugzeug gibt es natürlich noch andere Apparate, Barometer, Thermometer und Fernrohre, auch ein Photoapparat ist da. Der fliegende Wettermacher fotografiert damit die Wolken, die er manchmal überschritten hat, und die manchmal noch mehrere tausend Meter über ihm schweben. Er bedient sich dabei ganz besonderer Platten, die die Feuchtigkeit der Luft besonders anzeigen.

Jetzt ist alles startbereit. Der Pilot tastet noch einmal die Rucklade ab, in denen die Fallschirme sind; dann hilft er dem Meteorologen in seinen Sitz, knöpft seine Mütze zu und zieht die Pelshandschuhe über. Die Maschine rollt los. Langsam hebt sie sich von der Erde, schraubt sich durch die dünnen Wolkenschichten immer höher und höher, bis sie dem Auge nur noch wie ein Pünktchen erscheint.

Nach einer halben Stunde hört man wieder das Surren des Motors. Sie sind von ihrer Polarfahrt schon wieder zurück. Jetzt sehen sie in der Tat aus wie Eskimos. An den Haaren des Pelzes hängen lauter kleine Eiszapfen; schon wenn man sie ansieht, friert einen. Sofort nach der Landung eilen sie in die kleine Barade, wo in einem eisernen Ofen ein lustiges Feuer knistert. Sie reiben und wärmen sich die Hände. Der Pilot legt die Blechbüchse auf den Tisch und den Photoapparat. Der Wettermacher setzt sich an den Schreibtisch, liest die Höhen- und Temperaturkurven ab, notiert, nimmt den Hörer ab, meldet:

„Windstärke — Herr Kollege, notiert? — Tiefdruck von Osten —, Feuchtigkeitsgehalt —. Jawohl, Flugwetter

günstig — richtig — Wind dreht nach Südwest ab — in Ordnung.“

In der Wetterdienststelle sitzt ein Mann vor dem Sender und gibt die aufgenommene Meldung an die anderen Stationen weiter. In wenigen Minuten weiß man überall, in Düsseldorf, in Köln, in Stuttgart, in Frankfurt, in Danzig, in Basel, was der fliegende Meteorologe heute für ein Wetter aus einer Höhe von 6000 Meter mitgebracht hat.

Die Tapete.

Skizze von Peter Prior.

Kein Mensch hätte behauptet, daß der Raum, den der Herr Kassierer Augustin Hungerl bei der Witwe seines Kollegen Haberstroh in Wien bewohnte, überaus vornehm ausgestattet sei. Es stand nur ein Bett darin, eine Waschkommode lehnte mit drei Beinen an der Wand. An dem Kleiderschrank schloß die Tür nicht, sie stand stets neckisch offen und ließ den Inhalt des Schrankes sehen, der nicht allzu reichhaltig war. Dann hing noch ein Bild von Kaiser Franz Joseph an der Wand. Er lächelte auf ihn gar freundlich und hatte knallrote Backen. Gegenüber von ihm war ein Bild von Napoleon. Der Kaiser schaute herein, als ob es ihm zuwider sei, in dem Zimmer zu hängen. So ein finsternes Gesicht machte der Kaiser Napoleon. Franz Joseph schaute zum einzigen Fenster des Zimmers hinaus auf die waldbedeckten Hänge und Berge des Wiener Waldes. Napoleon aber guckte auf ein großes Loch im Fußboden, das stets und ständig feucht war, weil sich das Wasser darin festlegte, wenn das Zimmer aufgewaschen wurde.

Das Schönste in dem Zimmer war aber die Tapete. Wenn der Herr Kassierer Hungerl abends zu Hause saß, seine Pantoffeln an den Füßen und die Pfeife im Munde, und sich freute, daß er sich an dem verflochtenen Arbeitstage bei seiner Krankenlasse nicht zu seinen Ungunsten verrechnet hatte, dann guckten ihn von der alten Tapete her gar wunderbare Bilder an. Aus einem der Schnörkel verzwickter Art kloppte ein Frosch ins Zimmer. Gerade auf den Napoleon hin. Breitmäulig. Daneben, bei dem Riß in der Wand, lachte ein fiesches Maderl zum Fenster hinaus nach dem Kahlenberg hoch. Weiter oben erblickte das Hungerl das Bild seiner Mutter. Der Tapetenfrosch sah genau so aus wie seine Mutter und hatte auch das gleiche wehmütige Lachen um die schmalen Lippen. Weiter rechts ragte der Steinsturm zum Himmel. Bei Tage war es gar nichts, ein grauer Fleck in der alten Tapete. Wohl aber abends, beim Schein der Lampe. Der Pfeifenrauch zog dann an den vier Wänden entlang, so wie die Wolken um den Leopoldsberg ziehen. Und es kam Hungerl dann oft vor, als ob der Kaiser Franz Joseph finstern und traurig blickte und der Napoleon lachte. Dann öffnete der Hungerl sein Fenster und blickte auf den Kahlenberg hinaus, von dem man die Lichter des Hotels hinunterleuchten sah auf die Wienerstadt und hinein ins Zimmer des Krankenlassenbeamten Hungerl.

Die Abende zusammen mit den Bildern an der Wand und den Gesichtern auf der Tapete bedeuteten die Feiertage in dem armeligen Dasein des alten Mannes. So waren seine Heß' und Gaudi und sein Theater. Er liebte nicht nur die Menschen, die ihm da entgegenblickten, sondern auch den Hund und die Katze, die er erst reichlich spät ganz hinten unten an der Tapete entdeckt hatte.

So wurde der Kassierer Hungerl als Jungeselle eines Tages sechzig Jahre alt. Seine Wirtin schenkte ihm frühmorgens einen Gugelhupf, den sie selber gebacken hatte, und sechs Zigarren dazu. Und als der Hungerl in sein Büro kam, da stand ein Blumenstrauß auf dem Tische, und der Herr Vorstand gab ihm die Hand und sagte lächelnd wie der Kaiser Franz Joseph an der Zimmerwand, daß er, der Vorsteher, beantragt habe, den Herrn Hungerl in Anbetracht seiner vielen Dienstjahre mit einem anständigen Geld zu pensionieren. Es seien junge Leute da, die auch vorwärts kommen wollten, und was er eben noch daher redete, der Herr Vorstand. Hungerl wußte längst, daß es so kommen werde und müsse. Er machte zuerst so ein böses Gesicht wie der Napoleon in seinem Zimmer. Aber das nützte ihm gar nichts. Sein Nachfolger, ein fiescher junger Mensch, war auch schon da und stellte sich vor. Die Kollegen winkten Hungerl mit der Hand und riefen: „Servus, Hungerl! Besuch' uns einmal und bleib' g'sund!“ Und der Herr Vorstand meinte noch, es sei gar net notwendig, daß er noch weiter Dienst mache, der Herr Hungerl. Das mit der Pension werde er schon erfahren. Und er möge doch im Prater spazieren gehen oder in Schönbrunn.

Der Herr Hungerl ging die Treppe hinunter und lachte fidel. „Wart!“ sagte er zu sich selbst. „Jetzt willst' deine Freiheit einmal ordentlich genießen.“ Er schickte einen Dienstmann zu seiner Wirtin, der Bescheid brachte, daß er drei Tage nicht nach Hause käme. Eben einmal verreise. Dann fuhr der Herr Hungerl nach Klosterneuburg, trank sich im Stiftskeller — er wußte nicht ob aus Freude oder Gram — einen kleinen Rausch an, übernachtete in einem Gasthof, wanderte am nächsten Tage in der

Gegend herum und machte den ganzen Wiener Wald unsicher, der alte Krankenassistent. Schließlich war ihm aber das Bagabundieren zuwider. Er wollte gern den Kahlenberg von seinem Zimmer aus wieder in der Ferne sehen, und dann lehnte er sich nach dem Kaiser Franz Joseph, dem Napoleon und den Bildern auf der Tapete. Sogar auf den schiachen Frosch und die Katze und den Hund, so räudig er auf der Tapete aussah, freute sich der Hungerl. Und auch auf seine Filzpantoffeln, den guten Kaffee und die Tabakspfeifen. So viel Freud' erwartete ihn ja wieder in der Wienerstadt.

„Also, Herr Hungerl, da san S' ja wieder!“ sagte seine Wirtin, als er von seiner Reise zurückkehrte und auf dem Korridor seinen Mantel ablegte. „Ich hab von Ihrer ehrenvollen Pensionierung g'hört. San S' froh, daß Sie nix mehr zu arbeiten brauchen und ruhig und in Frieden bei mir wohnen bleiben können. Und ich hab' Ihnen auch eine Freud' g'macht. Sie brauchen nix dafür zu bezahlen! Da schau'n S'!“

Und die Wirtin öffnete die Tür zum Zimmer des Herrn Hungerl. Da war eine neue Tapete an die vier Wände geklebt, eine ganz wunderbare, hochmoderne Tapete, gelb und himmelblau und mit Silber dabei. Und der alte Kaiser war fort und der Napoleon auch. Da hing der Kahlenberg an der Wand, den man sowieso vom Zimmer aus den ganzen Tag sehen konnte. Ein Bild der Mutter des Herrn Hungerl hatte die Wirtin aus dem Album genommen und sein einrahmen lassen. Aber das Bild in der alten Tapete sah der Mutter ja viel, viel ähnlicher. Das selbe Mädel war auch fort und mit ihm der Stefansturm.

Närrisch guckte Hungerl in dem Zimmer umher. Die Wirtin ging und schlug vor But die Türe zu. Was er nur hatte, der alte Junggeselle?

Hungerl kieg die Treppe hinab und ging über den Hof. Da lag im Müllkasten zusammengeknallt und beschmutzt die alte Tapete. Das Bild des Kaisers hing am Gartenzaun. Die Kinder hatten es mit Steinen eingeworfen.

Nach vierzehn Tagen zog der Herr Hungerl aus. Eine gar äble Nachred' bekam er von seiner Wirtin, als der neue Mieter in das Zimmer einzog. Ein närrischer Rappelkopf sei er gewesen, der alte Hungerl, sagte die Wirtin. Sie hätte ihm das Zimmer neu tapezieren lassen, weil er so lange bei ihr gewohnt habe. Aber er wollte eben seine Freiheit haben, der alte Drahter. Kommen und gehen, wann es ihm und — mit wem es ihm beliebte. Um o einen Mieter sei es nicht schade!

Erste Schultage.

Da ist jetzt mit neuen Haarschleifen in den Bammelköpfen Klärchen zur Schule gewandert, hat strahlend die große Zuckertüte empfangen und sitzt nun brav und artig auf der Schulbank. Die Lehrerin möchte die Kinder nach und nach an die ihnen unbekannte Umgebung gewöhnen und stellt zutrauliche Fragen — nach Eltern, Geschwistern, Lieblingspuppe und so — an die Kleinen.

„Und nun sagt mir mal jede ihren Geburtstag.“
„7. Oktober“, meldet ein kleiner Blondkopf, als die Reihe an ihn gekommen.

„Die lügt!“, springt Klärchen voller Entrüstung auf, „die lügt! Das ist mein Geburtstag!“

Auch Karlchen wurde eingeschult und erfreut sich nun einer Lehrerin, die in den ersten Stunden von Platz zu Platz ging, um ihren Rümmlern dies und jenes hilfreich zu weisen. Karlchen hatte sich ein Plätzchen in den hintersten Bankreihen gesichert. Die Lehrerin kam wohl nicht allzu häufig dorthin, denn Karlchen fühlte sich eines Tages schlecht behandelt und klopfte ganz energisch mit dem Schieferstift auf die Tischplatte: „Trolleln, hier fehlt Bedienung!“

In einer mecklenburgischen Schule fragt der Lehrer einen der neuen Klippischüler: „Wo heeßt he?“

„Beet id nich“, war die Antwort.

„Wo röpt di dien Vadder?“

„Beet id nich.“

„Wo röpt di dien Modder, wenn se Pannkoken backt?“

„Dann röpt se nich, dann bün id immer all dor.“

Die biblische Schöpfungsgeschichte wird erzählt und die Lehrerin fragt in der nächsten Stunde ab, um zu sehen, wie viel die Kleinen davon behalten.

„Was hat der liebe Gott am Anfang erschaffen?“

„Himmel und Erde“, antwortet Pieschen.

„Richtig! Und was dann?“

„Das Licht.“

„Auch richtig! Und danach?“

„Die Knöpfchen, Fräulein.“
„Was denn für Knöpfchen?“ fragt die Lehrerin ganz verwundert.

„Um das Licht an- und auszuknipfen.“

Die Lehrerin fragt: „Vor welchen nächtlichen Gefahren schützt euch der liebe Gott?“

„Vor Reibern.“

„Nun ja — aber Räuber gibt es wohl kaum noch.“

„Vor Däuben.“

„Ganz recht — wer weiß noch etwas?“

„Vor Krankheiten.“

„Auch richtig, aber ich meine etwas anderes. Denkt mal nach, Kinder, wenn es am Tage so recht schwül gewesen, und sich dann am Abend der Himmel schwarz besetzt und es immer noch nicht kühler wird... na?“

„Trolleln — dann komm'n de Wanzen.“

In Schlesien geht der erste Besenunterricht so vor sich:

„Lahrer — kumm amol har.“

„Nun, was gibt es denn?“

„Was is denn doas für a hola (Hälchen)?“

„Das ist ein i.“

Fünf Minuten Pause.

„Lahrer — kumm da noch amol har.“

„Was hast du nun schon wieder?“

„Was is denn doas für a hola?“

„Das ist auch ein i.“

„Ich ducht merisch.“

In der Rechenstunde fragt der Lehrer: „Sag mal, Karl, ihr habt zehn Enten auf eurem Teich. Fünf tauchen nun davon unter. Wie viel bleiben dann oben?“

„Härr Lahrer, wi hewe kein Ant.“

„Was habt ihr denn?“

„Gäns.“

„Na schön. Dann dieselbe Frage mit Gänzen.“

„Härr Lahrer, Gäns bude nich unner.“

Wußten Sie das schon?

Die Millionäre in Großbritannien werden knapper. Während noch 1925 601 Millionär vorhanden waren, war die Zahl im Jahre 1929 auf 487 gesunken.

In St. Albans fand kürzlich eine Mäuseausstellung statt, auf der sieben Varietäten gezeigt wurden. Unter den Ausstellern befanden sich verschiedene Frauen, die ebenfalls unter die Mäusezüchter gegangen sind.

Der Kork wird von der Korkeiche gewonnen, die in Südeuropa heimisch ist. Die besten Qualitäten Kork kommen aus Spanien. Die Rinde dieser Korkeiche ist sehr dick und setzt in jedem Jahre neue Schichten an. Alle acht Jahre fallen die Schichten von selber ab, aber die besseren Qualitäten erzielt man, wenn die Rinde abgeschält wird, ehe sie von selber abfällt.

Vor dreißig Jahren wurde in einer Zeitschrift ein Artikel verbreitet, der von einer menschenfressenden Pflanze auf Madagaskar handelte. Seitdem haben viele Menschen an das Vorhandensein dieser menschenfressenden Pflanze geglaubt. Es gibt aber keine Pflanzen, die imstande sind, ein größeres Tier als ein Insekt zu vernichten. Daß man das Vorkommen dieser Pflanze nach Madagaskar verlegte, beweist, wie unbekannt die Pflanzenwelt dieser Insel den Naturwissenschaftlern war.

Die chinesische Hauptstadt Peking ist durch ihre verschiedenen Mauern berühmt. Es liegt gewissermaßen eine Stadt in der anderen, und jede ist durch eine Mauer abgeschlossen. Die ganze Stadt ist von einer Hauptmauer umgeben, die vier Tore, eins nach jeder Himmelsrichtung, hat. Der Mandschulaiser Chanling hat diese Mauer vor 200 Jahren erbaut. Die nächstfolgende Mauer umschließt die Tatarenstadt, dann kommt die Mauer, die die Verbotene Stadt von ihrer Umgebung abtrennt. In dieser Verbotenen Stadt liegen die kaiserlichen Paläste, die noch wieder von der „Kaisermauer“ dicht umgeben sind. Endlich befindet sich noch eine Mauer um das Viertel, in dem die ausländischen Gesandtschaften liegen. Diese Mauer ist mit Schießscharten versehen. Heute darf die Verbotene Stadt gegen Erlegung eines kleinen Eintrittsgeldes von jedem betreten werden.